

IWAN  
TURGENJEW



ERSTE LIEBE  
und weitere Erzählungen

Aus dem Russischen übersetzt von  
Herbert Wotte

**NIKOL**  
VERLAG

---

# Inhalt

Asja . . . . .	5
Erste Liebe . . . . .	58
Der Hund . . . . .	131
Die Geschichte des Leutnants Jergunow . . . . .	150
Der Brigadier . . . . .	189
Eine Unglückliche . . . . .	215
Eine seltsame Geschichte . . . . .	308
Ein König Lear der Steppe . . . . .	333
Anmerkungen . . . . .	419

---

# Asja

## I

Ich war damals fünfundzwanzig Jahre alt, begann N. N. zu erzählen. Es handelt sich also um längst vergangene Zeiten, wie Sie sehen. Ich hatte mich soeben unabhängig gemacht und war ins Ausland gefahren, nicht „um meine Bildung abzuschließen“, wie man dazumal sagte, ich wollte mich einfach in Gottes schöner Welt ein bißchen umblicken. Ich war gesund, jung, lebenslustig, an Geld fehlte es mir nicht, Sorgen plagten mich noch nicht, ich lebte in den Tag hinein, tat, wozu ich Lust hatte – kurz, ich ließ mir’s wohl sein. Mir kam damals gar nicht in den Sinn, daß der Mensch keine Pflanze ist und sich’s nicht lange wohl sein lassen kann. Die Jugend ißt vergoldete Pfefferkuchen und glaubt, sie seien das tägliche Brot; aber es kommt die Zeit, da man selbst um Brot vergeblich bittet. Doch darüber zu reden hat keinen Zweck.

Ich reiste ohne Ziel, ohne Plan umher, verweilte überall, wo es mir gefiel, und zog weiter, sobald ich den Wunsch verspürte, neue Gesichter zu sehen – ja, Gesichter. Mich interessierten ausschließlich die Menschen; die sehenswerten Kunstdenkmäler und die berühmten Sammlungen haßte ich. Der bloße Anblick eines Lohndieners erregte in mir Trauer und Zorn, und im Dresdner „Grünen Gewölbe“ verlor ich fast den Verstand. Die Natur wirkte ungemein auf mich, aber ich liebte nicht ihre sogenannten Schönheiten, die erstaunlichen Berge, Felsen und Wasserfälle; ich mochte nicht, daß sie sich mir aufdrängte, daß sie mich störte. Doch lebendige menschliche Gesichter, die Reden der Leute, ihre Bewegungen, ihr Lachen – ohne das konnte ich nicht auskommen. In der Menge war mir stets besonders leicht und wohl zumute; es war mir eine

Freude, dahin zu gehen, wohin die anderen gingen, zu schreien, wenn die anderen schrien, und gleichzeitig sah ich mir gern an, wie diese anderen schrien. Es machte mir Spaß, die Menschen zu beobachten. Ich beobachtete sie eigentlich gar nicht, ich betrachtete sie mit einer freudigen, unersättlichen Neugier. Doch ich schweife wieder ab.

Vor etwa zwanzig Jahren also lebte ich in der kleinen deutschen Stadt S., am linken Rheinufer. Ich suchte die Einsamkeit, denn ich war gerade von einer jungen Witwe, die ich in einem Badeort kennengelernt hatte, ins Herz getroffen worden. Sie war sehr schön und klug, hatte mit allen kokettiert – leider auch mit mir – und mich anfangs sogar ermutigt, dann aber schwer gekränkt, indem sie mich einem rotwangigen bayrischen Leutnant opferte. Die Wunde war, offen gestanden, nicht sehr tief; ich hielt es jedoch für meine Pflicht, mich eine Zeitlang der Trauer und der Einsamkeit hinzugeben – woran hat man in der Jugend nicht sein Vergnügen! –, und ließ mich in S. nieder.

Dieses Städtchen gefiel mir wegen seiner Lage am Fuß zweier hoher Hügel, wegen seiner verwitterten Mauern und Türme, seiner uralten Linden, der steilen Brücke über dem hellen Flößchen, das in den Rhein mündet, hauptsächlich aber wegen seines guten Weines. Durch seine engen Gassen spazierten abends, kurz nach Sonnenuntergang (es war im Juni), reizende blonde deutsche Mädchen, und wenn sie einem Ausländer begegneten, sagten sie freundlich „Guten Abend!“\*. Manche von ihnen gingen selbst dann nicht nach Hause, wenn der Mond hinter den spitzen Dächern der alten Häuser emporstieg und die kleinen Pflastersteine sich in seinen regungslosen Strahlen deutlich abzeichneten. Zu dieser Stunde wanderte ich gern durch die Stadt – es schien, als blicke der Mond vom klaren Himmel unverwandt auf sie hernieder und als spüre die Stadt diesen Blick und halte feinfühlig still, ganz von diesem friedlichen und zugleich die Seele sanft erregenden Licht umflossen. Der Hahn auf dem hohen gotischen Kirchturm funkelte in mattem Gold, und mit dem gleichen Gold übergossen

\* Die mit einem Sternchen versehenen Kursivstellen sind auch im Original deutsch.

die Strahlen das schwarze Flößchen. Dünne Kerzen (der Deutsche ist sparsam!) glommen bescheiden hinter den schmalen Fenstern unter den Schieferdächern; Weinreben streckten geheimnisvoll ihre gewundenen Ranken hinter den Gartenmauern hervor; eine Gestalt huschte im Schatten des altertümlichen Brunnens auf dem dreieckigen Marktplatz vorüber. Plötzlich ertönte der verschlafene Hornruf des Nachtwächters, ein gutmütiger Hund knurrte halblaut, die Luft liebkostete so sanft das Gesicht, und die Linden dufteten so süß, daß die Brust sich unwillkürlich weitete und das Wort „Gretchen“ sich halb als Ausruf, halb als Frage auf die Lippen drängte.

Das Städtchen S. liegt zwei Werst vom Rhein entfernt. Ich ging oft an den majestätischen Strom, saß stundenlang auf einer Steinbank unter einer mächtigen einsamen Esche und dachte, nicht ohne eine gewisse Anstrengung, an die arglistige Witwe. Eine kleine Madonnenstatue mit beinahe kindlichem Gesicht und einem von Schwertern durchbohrten roten Herzen auf der Brust blickte traurig aus den Zweigen heraus. Am gegenüberliegenden Ufer befindet sich das Städtchen L., das etwas größer ist als S., wo ich mich niedergelassen hatte. Eines Abends saß ich auf meiner Lieblingsbank und schaute bald auf den Strom, bald zum Himmel empor, bald nach den Weinbergen hinüber. Vor mir kletterten blondköpfige Buben an den Seitenwänden eines Kahnens herum, der ans Ufer gezogen und mit dem geteerten Bauch nach oben gekehrt war. Kleine Boote glitten mit schwach geblähten Segeln langsam dahin; grünliche Wellen rollten, sanft anschwellend und glucksend, vorbei. Plötzlich drang Musik an mein Ohr. Ich lauschte. In der Stadt L. wurde ein Walzer gespielt. Abgerissen dröhnte der Kontrabaß, undeutlich sang die Geige, munter piff die Flöte.

„Was ist das?“ fragte ich einen alten Mann mit Samtweste, dunkelblauen Strümpfen und Schnallenschuhen, der auf mich zukam.

„Das“, antwortete er mir, nachdem er seine Pfeife aus dem einen Mundwinkel in den anderen geschoben hatte, „das sind Studenten aus B., die sich zum Kommers zusammengefunden haben.“

Diesen Kommers werde ich mir mal ansehen, dachte ich. Übrigens bin ich noch nie in L. gewesen.

Ich suchte einen Fährmann und setzte ans andere Ufer über.

## 2

Vielleicht weiß nicht jeder, was ein Kommers ist. Das ist eine besondere Art von Festgelage, zu dem die Studenten eines Landes oder einer *Landsmannschaft*\* zusammenkommen. Fast alle, die an dem Kommers teilnehmen, tragen die althergebrachte Tracht der deutschen Studenten: eine Pekesche, hohe Stiefel und eine kleine Mütze mit einem Rand in bestimmten Farben. Sie versammeln sich gewöhnlich zum Mittagessen unter dem Vorsitz des Seniors, das heißt des Ältesten, und zechen bis zum Morgen. Sie trinken, singen Lieder, den Landesvater Gaudeamus, rauchen, schimpfen auf die Philister, und manchmal bestellen sie sich auch eine Musikkapelle.

Ein solcher Kommers wurde in L. vor dem kleinen Wirtshaus „Zur Sonne“ abgehalten, in dem an der Straße gelegenen Garten. Über dem Wirtshaus und dem Garten wehten Fahnen; die Studenten saßen unter den gestutzten Linden an Tischen; eine riesige Bulldogge lag unter einem davon; etwas abseits, in einer Efeulaube, waren die Musikanten untergebracht, die eifrig spielten und sich fortwährend mit Bier stärkten. Auf der Straße, vor dem niedrigen Gartenzaun, hatten sich ziemlich viel Leute angesammelt: Die guten Bürger des Städtchens L. wollten die Gelegenheit, die hergereisten Gäste anzustauen, nicht versäumen. Ich mischte mich unter die Zuschauermenge. Es machte mir Vergnügen, die Gesichter der Studenten zu betrachten. Ihre Umarmungen und Ausrufe, das unschuldige Kokettieren der Jugend, die feurigen Blicke, das grundlose Lachen – das schönste Lachen der Welt –, dieses frohe Übersäumen jungen, frischen Lebens, dieses Vorwärtsdrängen – wohin es auch gehen möge, nur vorwärts –, diese gutmütige Ungebundenheit, all das rührte mich und steckte mich an. Ob ich mich zu ihnen geselle? überlegte ich.

„Hast du nun genug, Asja?“ fragte hinter mir plötzlich eine männliche Stimme auf russisch.

„Warten wir noch ein wenig“, antwortete eine andere, weibliche Stimme in derselben Sprache.

Ich wandte mich rasch um. Mein Blick fiel auf einen schönen jungen Mann in Schirmmütze und weiter Jacke. Er stand mit einem nicht sehr großen jungen Mädchen, deren Strohhut mir die obere Hälfte ihres Gesichtes verbarg, Arm in Arm da.

„Sie sind Russen?“ entschlüpfte es mir unwillkürlich.

Der junge Mann lächelte und sagte:

„Ja, Russen.“

„Ich hätte nicht erwartet, in diesem abgelegenen Ort ...“, begann ich.

„Wir auch nicht“, unterbrach er mich. „Doch um so besser. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Mein Name ist Gagin, und das ist meine ...“ (Er stockte einen Augenblick) „meine Schwester. Darf ich Ihren Namen wissen?“

Ich nannte ihn, und wir kamen ins Gespräch. Ich erfuhr, daß Gagin, der gleich mir zu seinem Vergnügen reiste, vor einer Woche nach L. gekommen und hier hängengeblieben war. Offen gesagt, ich mache im Ausland nicht gern die Bekanntschaft von Russen. Ich erkenne sie schon von weitem an ihrem Gang, an dem Schnitt der Kleidung, vor allem aber an ihrem Gesichtsausdruck: Für gewöhnlich selbstgefällig und verächtlich, oft gebieterisch, wird er plötzlich vorsichtig und zaghaft. Der ganze Mensch lauscht auf einmal gespannt, das Auge schweift unruhig umher. Ach, du meine Güte, habe ich etwa geflunkert, lacht man etwa über mich? scheint dieser unstete Blick zu fragen. Eine Sekunde nur – dann hat die Physiognomie ihre Würde wiedergewonnen, die bisweilen von einer dumpfen Verwunderung abgelöst wird. Ja, ich meide die Russen, doch Gagin gefiel mir sofort. Es gibt auf der Welt beneidenswerte Gesichter: Jeder schaut sie gern an, es ist, als wärme oder streichele einen ihr Blick. Ein solches Gesicht hatte Gagin – sympathisch, freundlich, mit großen sanften Augen und weichem lockigem Haar. Wenn er sprach, merkte man, auch ohne sein Gesicht zu sehen, am bloßen Klang seiner Stimme, daß er lächelte.

Das Mädchen, das er seine Schwester genannt hatte, dünkte mir im ersten Moment sehr hübsch. Es lag etwas Eigenes, Besonderes im Schnitt ihres gebräunten runden Gesichtes, in der kleinen schmalen Nase, den fast noch kindlichen Wangen und den klaren schwarzen Augen. Sie war grazil, aber anscheinend noch nicht voll entwickelt. Ihrem Bruder sah sie in keiner Weise ähnlich.

„Möchten Sie mit zu uns kommen?“ fragte mich Gagin. „Ich glaube, wir haben den Deutschen lange genug zugeschaut. Unsere Studenten hätten zwar die Scheiben eingeschlagen und die Stühle zertrümmert, diese aber sind doch allzu brav. Was meinst du, Asja, wollen wir nach Hause gehen?“

Das Mädchen nickte zustimmend.

„Wir wohnen außerhalb der Stadt“, fuhr Gagin fort, „auf einem Weinberg, hoch oben, in einem einsamen Häuschen. Wir haben es sehr nett, Sie werden sehen. Die Wirtin hat versprochen, uns saure Milch zu bereiten. Jetzt dunkelt es ja bald, und für Sie wird es schöner sein, bei Mondschein über den Rhein zu fahren.“

Wir machten uns auf den Weg. Durch ein niedriges Stadttor (eine altertümliche Mauer aus Feldsteinen zog sich rings um die Stadt; sogar einige Schießscharten waren noch vorhanden) kamen wir hinaus ins Freie, und nachdem wir etwa hundert Schritt an einer steinernen Einfriedung entlanggegangen waren, blieben wir vor einem schmalen Pförtchen stehen. Gagin schloß es auf und führte uns einen steilen Pfad bergan. Auf den abgestuften Hängen wuchsen zu beiden Seiten Weinstöcke. Die Sonne war soeben untergegangen, und ein zartes rotes Licht lag auf den grünen Reben, den hohen Stangen, dem trockenen, mit großen und kleinen platten Steinen übersäten Erdboden und auf der weißen Wand des kleinen Hauses, das mit seinen schwarzen Fachwerkbalken und seinen vier hellen Fenstern ganz oben auf dem Berg stand, den wir erstiegen.

„Das ist unsere Behausung!“ rief Gagin aus, als wir uns dem Häuschen näherten. „Und da bringt die Wirtin auch schon die Milch. *Guten Abend, Madame!*\* Wir setzen uns gleich zu Tisch, aber vorher“, fügte er hinzu, „schauen Sie sich um. Wie finden Sie die Aussicht?“

Die Aussicht war wirklich wundervoll. Der Rhein lag zwischen seinen grünen Ufern silbern vor uns, und an einer Stelle glühte er im purpurnen Gold des Sonnenuntergangs. Das ans Ufer geschmiegte Städtchen zeigte all seine Häuser und Straßen, und weit dahinter dehnten sich Hügel und Felder aus. Da unten war es schön, doch hier oben noch herrlicher: Ganz besonders bezauberten mich die Reinheit und Tiefe des Himmels, die leuchtende, durchsichtige Luft. Frisch und leicht, wogte sie sanft hin und her, als fühle auch sie sich in der Höhe freier.

„Eine reizende Wohnung haben Sie sich ausgesucht“, sagte ich.

„Asja hat sie gefunden“, erwiderte Gagin. „Nun, Asja“, fuhr er fort, „walte deines Amtes. Laß alles hierherbringen. Wir werden im Freien zu Abend essen. Hier ist die Musik besser zu hören. Haben Sie bemerkt“, sprach er, zu mir gewandt, weiter, „in der Nähe taugt mancher Walzer gar nichts – banale, grobe Töne –, von fern aber klingt er wunderbar und rührt alle romantischen Seiten in einem an.“

Asja (eigentlich hieß sie Anna, doch Gagin nannte sie Asja, und Sie gestatten mir wohl, sie ebenfalls so zu nennen), Asja ging ins Haus und kam bald darauf mit der Wirtin zurück. Sie trugen zu zweit ein großes Tablett, auf dem ein Topf Milch, Teller, Löffel, Zucker, Beeren und Brot zu sehen waren. Wir nahmen Platz und begannen zu essen. Asja hatte den Hut abgesetzt; ihr schwarzes Haar, das wie bei einem Knaben geschnitten und gekämmt war, fiel in großen Wellen über die Ohren und den Hals. Anfangs war sie mir gegenüber befangen, aber Gagin sagte zu ihr:

„Du brauchst dich nicht so einzuigeln, Asja, er beißt nicht.“

Sie lächelte, und nach einer Weile redete sie mich schon von selbst an. Nie habe ich ein beweglicheres Wesen kennengelernt. Nicht einen Augenblick saß sie still – sie stand auf, lief ins Haus und kehrte wieder zurück, sang leise vor sich hin, lachte oft und auf eine ganz sonderbare Art: Sie schien nicht über das zu lachen, was sie hörte, sondern über allerlei Gedanken, die ihr durch den Kopf gingen. Ihre großen Augen blickten offen, heiter und beherzt, doch manchmal schlossen sich

ihre Lider halb, und dann wurde ihr Blick plötzlich tief und zärtlich.

Wir plauderten ein paar Stunden. Der Tag war längst erloschen, und der Abend, erst in Flammen lodern, dann klar und glutrot, danach blaß und trüb geworden, war still verklungen und in die Nacht übergegangen, unser Gespräch aber dauerte immer noch an, friedlich und mild wie die Luft, die uns umgab. Gagin ließ eine Flasche Rheinwein bringen. Wir leerten sie, ohne uns zu beeilen. Die Musik drang nach wie vor an unser Ohr; ihre Töne erschienen süßer und sanfter. Lichter erglommen in der Stadt und auf dem Strom. Asja senkte plötzlich den Kopf, so daß ihr die Locken über die Augen fielen, verstummte und seufzte. Dann sagte sie, sie möchte schlafen, und ging ins Haus. Ich sah jedoch, wie sie, ohne eine Kerze angebrannt zu haben, noch lange an dem halb offenen Fenster stand. Schließlich stieg der Mond empor und begann auf dem Rhein zu glitzern. Alles veränderte sich, alles hellte sich auf oder wurde noch dunkler; sogar der Wein in unseren geschliffenen Gläsern funkelte geheimnisvoll. Der Wind hatte sich gelegt, hatte gleichsam die Flügel gefaltet und war erstarrt; duftende nächtliche Wärme wehte von der Erde herauf.

„Es ist Zeit!“ rief ich aus. „Sonst finde ich vielleicht keinen Fährmann mehr.“

„Ja, es ist Zeit“, wiederholte Gagin.

Wir gingen den Pfad hinunter. Plötzlich rollten hinter uns Steine: Asja holte uns ein.

„Schläfst du denn nicht?“ fragte ihr Bruder, doch sie lief, ohne ihm zu antworten, an uns vorbei.

Die letzten Talglämpchen, die die Studenten im Garten des Wirtshauses angezündet hatten, erloschen allmählich und beleuchteten von unten das Laub der Bäume, was diesen ein festliches und phantastisches Aussehen verlieh. Wir fanden Asja am Ufer. Sie unterhielt sich mit dem Fährmann. Ich sprang ins Boot und verabschiedete mich von meinen neuen Freunden. Gagin versprach, mich am nächsten Tag zu besuchen. Ich drückte ihm die Hand und wollte mich dann ebenso auch von Asja verabschieden, sie aber sah mich nur an und nickte. Das Boot stieß ab und wurde von der schnellen Strömung davonge-

tragen. Der Fährmann, ein rüstiger Greis, tauchte die Ruder mit Anstrengung in das dunkle Wasser.

„Sie sind in den Mondspiegel hineingefahren, Sie haben ihn zerbrochen!“ rief mir Asja nach.

Ich senkte den Blick – rings um das Boot wiegten sich schwarze Wellen.

„Leben Sie wohl!“ erscholl ihre Stimme abermals.

„Bis morgen!“ rief Gagin.

Das Boot legte an. Ich stieg aus und wandte mich um. Am anderen Ufer war niemand mehr zu erblicken. Die Mondspiegelung zog sich wieder als goldene Brücke über den großen Strom. Wie zum Abschied wehten die Klänge eines alten Lannerschen Walzers zu mir herüber. Gagin hatte recht: Ich spürte, wie alle Saiten meines Herzens unter diesen einschmeichelnden Melodien erzitterten. Ich ging, langsam die würzige Luft einatmend, durch die dunklen Felder heimwärts und gelangte schließlich, von der wonnigen Pein gegenstandsloser und unbegrenzter Erwartung ganz weich gestimmt, in mein Stübchen. Ich fühlte mich glücklich. Aber was war es, das mich glücklich machte? Ich wünschte nichts, ich dachte an nichts – ich war nur glücklich.

Fast jubelnd im Überschwang angenehmer und heiterer Gefühle, schlüpfte ich ins Bett, und ich wollte schon die Augen schließen, als mir plötzlich einfiel, daß ich den ganzen Abend über nicht ein einziges Mal an meine grausame Schöne gedacht hatte. Was soll das bedeuten? fragte ich mich. Bin ich etwa nicht verliebt? Doch nachdem ich mir diese Frage gestellt hatte, muß ich wohl sofort eingeschlafen sein wie ein Kind in der Wiege.

### 3

Am nächsten Morgen (ich war schon erwacht, aber noch nicht aufgestanden) erscholl unter meinem Fenster das Klopfen eines Spazierstockes, und eine Stimme, die ich sofort als die Gagins erkannte, sang:

„Du schläfst? Mit der Gitarre  
Wecke ich dich auf ...“

Ich eilte, ihm die Tür zu öffnen.

„Guten Tag“, sagte Gagin und trat ein. „Ich störe Sie ziemlich früh in Ihrer Ruhe, doch schauen Sie, was für ein Morgen! Frische, Tau, die Lerchen singen ...“

Mit seinem lockigen, glänzenden Haar, seinem bloßen Hals und den rosigen Wangen war er selber frisch wie der Morgen.

Ich kleidete mich an. Wir gingen in den Garten hinaus, setzten uns auf eine Bank, ließen uns Kaffee bringen und kamen ins Gespräch. Gagin teilte mir seine Zukunftspläne mit. Er besaß ein ansehnliches Vermögen, war von niemandem abhängig und wollte sich der Malerei widmen; er bedauerte nur, daß er so spät zu diesem Entschluß gekommen war und viel Zeit unnütz vergeudet hatte. Ich sprach ebenfalls von meinen Vorhaben und weihte ihn bei dieser Gelegenheit in das Geheimnis meiner unglücklichen Liebe ein. Er hörte mich mit Nachsicht an, doch soviel ich bemerken konnte, weckte ich in ihm kein starkes Mitgefühl für meine Leidenschaft. Aus Höflichkeit seufzte er ein paarmal mit mir, machte mir aber dann den Vorschlag, mit zu ihm zu gehen und seine Studien anzusehen. Ich willigte sogleich ein.

Asja fanden wir nicht vor. Sie hatte sich, wie uns die Wirtin sagte, zu der „Ruine“ begeben – etwa zwei Werst von L. entfernt standen die Überreste einer Ritterburg. Gagin schlug all seine Mappen auf. Seine Studien enthielten viel Leben und Wahrheit, es lag etwas Freies und Weites darin, doch nicht eine von ihnen war beendet, und die Zeichnung erschien mir flüchtig und fehlerhaft. Ich sagte ihm offen meine Meinung.

„Ja, ja“, stimmte er mit einem Seufzer zu, „Sie haben recht, das ist alles sehr schlecht und unreif, aber was soll ich machen! Ich habe es nicht richtig gelernt, und das verdammte slawische Sichgehenlassen tut noch das Seine dazu. Solange man von der Arbeit träumt, schwebt man wie ein Adler dahin – es kommt einem vor, als könnte man die Erde aus den Angeln heben –, bei der Ausführung aber wird man sogleich schwach und matt.“

Ich wollte ihn aufmuntern, doch er winkte ab, raffte seine Blätter mit beiden Händen zusammen und warf sie aufs Sofa.

„Wenn ich genügend Geduld aufbringe, kann aus mir etwas werden“, murmelte er durch die Zähne, „wenn nicht, werde ich ein unfertiger Junker bleiben. Wir wollen lieber gehen und Asja suchen.“

Wir gingen.

#### 4

Der Weg zu der Ruine wand sich am Hang eines engen Waldtales hin, auf dessen Grund ein Bach floß und rauschend über die Steine sprang, als eile er, sich mit dem großen Strom zu vereinigen, der hinter den dunklen Kämmen steil abfallender Berge still glänzte. Gagin lenkte meine Aufmerksamkeit auf einige besonders schön beleuchtete Stellen. Aus seinen Worten hörte man, wenn auch nicht den Maler, so doch wohl einen Künstler heraus. Bald zeigte sich vor uns die Ruine. Auf dem Gipfel eines kahlen Felsens ragte ein viereckiger schwarzer Turm auf, der noch dauerhaft, aber von einem Längsriß gespalten war. Bemooste Mauern schlossen sich an den Turm an. Hier und da klammerte sich Efeu fest; krumme Bäumchen hingen von den altersgrauen Schießscharten und eingestürzten Gewölben herab. Ein steiniger Pfad führte zu dem erhalten gebliebenen Tor. Wir näherten uns ihm schon, als plötzlich eine weibliche Gestalt vor uns auftauchte, schnell über einen Trümmerhaufen lief und sich auf einem Mauervorsprung, gerade über dem Abgrund, niederließ.

„Das ist ja Asja!“ rief Gagin aus. „Sie ist wohl wahnsinnig!“

Wir durchschritten das Tor und befanden uns nun in einem kleinen Hof, der zur Hälfte mit wilden Apfelbäumen und Brennesseln bewachsen war. Auf dem Vorsprung saß wirklich Asja. Sie wandte uns das Gesicht zu und lachte, rührte sich jedoch nicht von der Stelle. Gagin drohte ihr mit dem Finger, ich aber warf ihr laut ihre Unvorsichtigkeit vor.

„Lassen Sie das“, flüsterte mir Gagin zu. „Reizen Sie sie nicht, Sie kennen sie nicht – sie klettert sonst am Ende noch auf den Turm. Bewundern Sie lieber die Tüchtigkeit der hiesigen Bevölkerung.“

Ich blickte mich um. In einem Winkel hockte in einer winzi-

gen Holzbude eine alte Frau, strickte an einem Strumpf und schielte über ihre Brille zu uns herüber. Sie verkaufte an die Touristen Bier, Lebkuchen und Selterswasser. Wir setzten uns auf eine Bank und tranken aus schweren Zinnkrügen ziemlich kaltes Bier. Asja blieb unbeweglich sitzen, die Beine an sich gezogen und um den Kopf einen Musselinschal gelegt. Ihre schlanke Gestalt zeichnete sich deutlich und schön vor dem klaren Himmel ab, doch ich betrachtete sie mit einem unfreundlichen Gefühl. Schon am Abend vorher hatte ich an ihr etwas Gezwungenes, Unnatürliches bemerkt. Sie will uns erstaunen, dachte ich. Aber wozu nur? Was ist das für eine Kinderei? Als hätte sie meine Gedanken erraten, warf sie mir plötzlich einen raschen, durchdringenden Blick zu, lachte wieder und sprang mit zwei Sätzen von der Mauer hinunter; dann ging sie zu der Alten und bat sie um ein Glas Wasser.

„Du glaubst, ich will trinken?“ sagte sie, zu ihrem Bruder gewandt. „Nein, hier auf den Mauern wachsen Blumen; sie müssen unbedingt begossen werden.“

Gagin antwortete ihr nicht; sie aber kletterte, das Glas in der Hand, auf den Ruinen herum, blieb zuweilen stehen, bückte sich und ließ mit komischer Ernsthaftigkeit ein paar Tropfen Wasser fallen, die im Sonnenschein hell glänzten. Ihre Bewegungen waren sehr anmutig, doch ich ärgerte mich immer noch über sie, obwohl ich mich an ihrer Leichtigkeit und Gewandtheit unwillkürlich erfreute. An einer gefährlichen Stelle schrie sie absichtlich auf und brach dann in lautes Lachen aus. Ich wurde noch ärgerlicher.

„Sie klettert wie eine Ziege“, brummte die Alte vor sich hin, für einen Moment von ihrem Strickstrumpf aufsehend.

Endlich hatte Asja ihr Glas geleert und kam, sich übermütig in den Hüften wiegend, zu uns. Ein sonderbares Lächeln spielte um ihre Brauen, Nüstern und Lippen; halb frech, halb lustig blinzelten die dunklen Augen.

Sie finden mein Betragen unschicklich, schien ihr Gesicht zu sagen. Mir ist das gleich, denn ich weiß, Sie erfreuen sich an meinem Anblick.

„Fein gemacht, Asja, sehr fein“, sagte Gagin halblaut.

Sie sah plötzlich aus, als schäme sie sich. Sie senkte ihre lan-

gen Wimpern und setzte sich bescheiden zu uns, gleichsam schuldbewußt. Zum erstenmal betrachtete ich mir ihr Gesicht nun genau. Es war das veränderlichste Gesicht, das ich je kennengelernt habe. Schon nach wenigen Augenblicken war es ganz blaß geworden und hatte einen gespannten, fast traurigen Ausdruck angenommen; ihre Züge deuchten mir größer, strenger, einfacher. Sie war jetzt ganz still. Wir gingen um die Ruine herum (Asja folgte uns) und genossen die Aussicht. Unterdessen nahte die Mittagsstunde. Als Gagin an die Alte bezahlte, verlangte er noch einen Krug Bier, drehte sich dann zu mir um und rief mit einer schelmischen Grimasse:

„Auf das Wohl der Dame Ihres Herzens!“

„Hat er denn – haben Sie denn eine solche Dame?“ fragte Asja plötzlich.

„Wer hat sie nicht?“ erwiderte Gagin.

Asja wurde einen Augenblick nachdenklich. Ihr Gesicht wandelte sich abermals – wieder erschien darauf das herausfordernde, beinahe freche Lächeln.

Auf dem Rückweg lachte und tollte sie noch mehr. Sie brach einen langen Zweig ab, legte ihn wie ein Gewehr an die Schulter und band sich den Schal um den Kopf. Ich erinnere mich, daß uns eine große Familie blonder, steifer Engländer begegnete. Voll kalten Erstaunens starrten sie, wie auf Kommando, mit ihren glasigen Augen Asja an, sie aber begann, gleichsam ihnen zum Trotz, laut zu singen. Zu Hause angelangt, ging sie sofort auf ihr Zimmer und kam erst zum Mittagessen wieder, in ihrem besten Kleid, sorgfältig gekämmt, geschnürt und in Handschuhen. Bei Tisch verhielt sie sich sehr gesittet, fast steif, kostete kaum von dem Essen und trank Wasser aus einem Weinglas. Offenbar wollte sie mir eine neue Rolle vorspielen – die Rolle eines anständigen, wohlgezogenen Fräuleins. Gagin hinderte sie nicht daran; man merkte, daß er gewohnt war, ihr alles durchgehen zu lassen. Er blickte nur von Zeit zu Zeit gutmütig zu mir herüber und zuckte leicht die Achseln, als wollte er sagen: Sie ist noch ein Kind, seien Sie nachsichtig. Sowie das Mittagessen beendet war, stand Asja auf, machte einen Knicks, setzte den Hut auf und fragte Gagin, ob sie Frau Luise besuchen dürfe.